

# Bestseller

*Deutsch von Mariam Kilarjiani*

*Lektoriert von Barbara Lehnerer*

## **Anstelle eines Vorworts**

Ich kenne kaum jemanden, der gern Vorworte liest. Umso mehr gilt dies für das Schreiben selbiger. Das kommt vermutlich daher, dass die überwiegende Mehrheit der Vorworte so lang ist wie die Nacht des 21. Dezembers, so obligatorisch wie die wechselseitigen Komplimente während eines Banketts und so langweilig wie das Mitternachtsprogramm im Fernsehen.

Allerdings wird dieses Vorwort, im Gegensatz zu allem oben Gesagten, kurz gehalten und so zum Glück kein Platz bleiben für gehobene Sätze wie „Der Stil des Autors ist durchdrungen von äußerster Eloquenz und Leichtigkeit“, „Auch ist jene meisterhaft verschleierte Symbolik zu erwähnen, mit der...“, „Im eklektischen Charakter der Hauptfigur lassen sich die aufkeimenden Anfänge der Melancholie erahnen“ und ähnliches. Erstens weil dieses Buch keinerlei tiefgründigen und allumfassenden Gedanken in sich trägt. Und zweitens nicht mit jener Symbolik überfrachtet ist, deren Tiefe so gut wie jedem verborgen bleibt, in vielen Fällen auch dem Verfasser selbst.

Ich möchte die Leser gleich an dieser Stelle warnen, dass man in diesem Buch keinerlei Kraftausdrücken oder pornographischen Szenen begegnen wird und auch nicht irgendwelchen unstatthaften Skandalen, die dem Autor später den Klatsch und Tratsch der Gesellschaft in all seiner Tiefe zu ergründen ermöglichen. Dafür findet man man Bilder und Dialoge vor, die den im vorausgehenden Satz erwähnten schmerzhaften Mangel, wenn nicht gänzlich, so doch wenigstens bis zu einem gewissen Grade, aufwiegen. Alles in allem ist das Buch leicht und unterhaltsam und kann nach grober Schätzung des Autors in sechstausenddreihundertfünfundzwanzig Atemzügen mühelos durchgelesen werden.

Noch ein paar Worte zu den Lokalitäten: Ein Teil der Handlung von „Bestseller“<sup>1</sup> spielt in Frankreich. Das Land wurde eher zufällig ausgewählt und ist nur dem Klang des Namens der Hauptfigur - Pierre

---

<sup>1</sup>An dieser Stelle möchte ich Alexander (Che) Lortkipanidze einen besonderen Dank aussprechen, der das Buch bereits vor seiner Entstehung auf diesen Namen getauft hat.

Sonnage - zu verdanken. Der zweite Teil der Geschichte findet in der Literatenhöhle statt und weil es "leichter ist, einen Teufel zu malen als einen Hahn, denn einen Hahn hat jeder schon mal gesehen, einen Teufel dagegen noch keiner" fiel dem Autor die Beschreibung desselben wesentlich leichter<sup>2</sup>.

Was noch? Willkommen in der Literatenhöhle!

## I

### PR-Schritt oder Hopp in die Hölle

Pierre Sonnage hatte sich fest vorgenommen, an seinem dreiunddreißigsten Geburtstag Selbstmord zu begehen. Der Grund dafür war keineswegs banal - weder wurde er kurz vor der Hochzeit Zeuge einer wilden Sexszene zwischen seiner Braut und dem Trauzeugen, noch hatte er in einem Casino erst sich selbst, dann die Hoffnung und zuletzt sein ganzes Vermögen verloren. Auch hatte er sich nicht in existenzialistische Fragen vertieft, um im Sumpf der Vergeblichkeit stecken zu bleiben. Schließlich lasteten auf ihm auch keine unermesslichen Schulden, wenn man von einem Haus, einem Baum und einem Kind absieht. Tatsächlich war seine Absicht während der Planung des Selbstmordes weitaus idealistischer als die bloße Aussicht auf die Lösung des ewigen Dilemmas der Unsterblichkeit der Seele hätte sein können.

War er auch sonst nichts, so war er doch ein Schriftsteller. Zwar unbekannt und keine Person des öffentlichen Lebens, aber dennoch ein Schriftsteller. Er gehörte zu jenen Menschen, die lieber Bücher schreiben als lesen. Und so hatte er neben zahlreichen Erzählungen bereits vier Bücher veröffentlicht. In gewisser Weise glich er Rubens - er liebte das Schaffen „dickleibiger Werke“. Doch obwohl sich seine Bücher, den Feinschmeckern unter seinen Lesern zufolge, ungeachtet ihres Umfangs „mit Appetit lesen“ ließen und also Wertschätzung erfuhren, gelang es Pierre nicht, auf einer Stufe mit Beigbeder, Le Clézio und Houellebecq zu stehen. Zur Präsentation seines letzten

---

<sup>2</sup>Ursprünglich hatte der Autor nicht die Absicht, im Vorwort irgendeine „weise Phrase“ zu paraphrasieren, andererseits passt dieses konfuzianische Gleichnis von „Hahn“ und „Teufel“ zu der Gegenüberstellung von Frankreich und der Hölle als deren Symbol derart gut, dass ihm einfach kein anderer Weg blieb (Anmerkung des beschaemten Autors.).

Buches waren nur zwölf Zuhörer erschienen. Diese war zwar auch nicht eben pompös gewesen und fand, verborgen vor der breiten Öffentlichkeit, nur bei einem Büfett mit Wein und Baguette statt, dennoch muss man einräumen, dass zwölf Zuhörer im Alter von dreiunddreißig Jahren nicht gerade viel sind.

Auch dafür gab es selbstverständlich eine Erklärung. Pierre glaubte von ganzem Herzen daran, dass „die Gesellschaft einfach noch nicht bereit dafür war, seine genialen Ideen anzunehmen, und eine wirksame Maßnahme notwendig war, um sie zur Wahrhaftigkeit zu bekehren“. Zu eben diesem Zeitpunkt reifte im Kopf des Schriftstellers der Plan heran, mit der die ganze verworrene Geschichte ihren Anfang nahm ...

[In Anbetracht der Tatsache, dass Pierre Sonnage am Ende dieses Kapitels Selbstmord begeht, hielt der Autor die Beschreibung seines Äußeren sowie seiner persönlichen Charakterzüge vorerst nicht für angebracht.]

...Ja, Pierre beschloss, sich seinem eigenen Werk zu opfern, denn er wusste, dass das Sterben über eine unsterbliche Eigenschaft verfügt – es steigert den Respekt gegenüber dem verstorbenen Menschen<sup>3</sup>. Um ewigen Ruhm zu erlangen, schien Selbstmord der einzige Weg zu sein, denn Pierre kannte noch eine weitere verbreitete Maxime<sup>4</sup>, dass nämlich „das Sterben eine unabdingbare Voraussetzung für die Unsterblichkeit ist“.

Da der Mensch mehr oder minder nur einmal im Leben Selbstmord begeht, war es Pierres Wunsch, dieses Ereignis aufsehenerregend zu gestalten. Entsprechend begann er weit im Voraus mit seiner Planung. Für den Selbstmord ein Seil zu verwenden, hatte Pierre von Anfang an ausgeschlossen, weil das, was er in seinem Schrank gefunden hatte, so abgenutzt wie die Methode selbst war. Aus dem gleichen Grund verwarf er auch die Pistole. Erstens würde er schon vor dem Abdrücken des Abzugs hundert Tode sterben und zweitens war er davon überzeugt, dass sein Gehirn Besseres verdiente als nach dem Tod den Platz auf der gewöhnlichen Wand eines gewöhnlichen Zimmers einzunehmen;

---

<sup>3</sup>Er schrieb sogar in einem seiner Romane: „Würden wir unserer Liebe zu einem Menschen in einem Maße Ausdruck verleihen, wie wir es nach seinem Tod tun, würde dieser Mensch möglicherweise noch lange glücklich leben“.

<sup>4</sup>Natürlich hätte der Autor anstelle von „Maxime“, mit dem gleichen Erfolg „Wahrheit“, „Axiom“, „Weisheit“ und viele noch stärker abgenutzte Wörter verwenden können, aber da er ein Maximalist ist, beschloss er, die Illusion der Intellektualität zu schaffen (intell. Anm. d. A.).

wie beispielsweise stolz in einem mit einer Flüssigkeit gefüllten, durchsichtigen Glas in einer Museumsvitrine ausgestellt zu werden. Eine Weile dachte er sogar daran, dreiunddreißig Schlaftabletten einzunehmen, doch dann dämmerte ihm, dass nach der Autopsie seines Körpers sowieso keiner die Anzahl der Tabletten zählen würde und diese Symbolik mithin für die Geschichte der Weltliteratur für immer verborgen bliebe. Selbstverständlich hätte er auch in einem Abschiedsbrief auf diesen Zusammenhang hinweisen können, aber wie würde es klingen, wenn er schrieb: „Da ich jetzt dreiunddreißig Jahre alt werde, habe ich beschlossen, dreiunddreißig Schlaftabletten zu schlucken“. „Nein“, dachte Pierre bei sich, „das ist so primitiv, bevor ich das tue, bringe ich mich lieber um“.

Es gab noch viele andere Arten, Selbstmord zu begehen: Sich auf dem zentralen Platz von Rouen demonstrativ anzuzünden, vom Fluss des Lebens in den Fluss Seine überzuwechseln, die Verkostung von rohem Fugu, einen Bankkreditaufzunehmen oder sich mit den eigenen Büchern in den Händen vor einen Zug zu werfen und mit aggressivem Marketing oder gar mit verzweifelter Schreiendie Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich zu ziehen.

Aber da Pierre der Meinung war, man müsse der Zukunft auf Newtons Schultern stehend entgegenblicken<sup>5</sup>, beschloss er, auch dem Tod aus maximaler Höhe in die Augen zusehen. Den Mond und den Everest verwarf er selbstverständlich von Anfang an. Den Mond, weil er zu weit entfernt war, den Everest aus demselben Grund. Auch war zu bezweifeln, dass man einen im Orbit zum Satelliten gewordenen oder im Schnee vereisten französischen Schriftsteller für einen Selbstmörder gehalten hätte, wenn man ihn überhaupt gefunden hätte, versteht sich. Deswegen wählte Pierre mit erhitztem Gemüt, aber kühlem Verstand die Höhe aus, deren Erklimmen ihm nicht besonders schwer fallen sollte.

Und so stand er an seinem Geburtstag plötzlich in Dubai. In einer nahezu aus dem Nichts geschaffenen Stadt, die nun ihrerseits die Zukunft Pierres aus nahezu dem Nichts schaffen sollte...

[Da der Autor Landschaftsbeschreibungen jeglicher Arbeit verabscheut und das Gedächtnis sich ohnehin weigert, mit verschnörkelten Worten wiedergegebene plastische sowie räumliche Details zu

---

<sup>5</sup>Als Beweis dafür, dass des Autors Kenntnis des Wortes „Maxime“ keinen Zufall darstellt, bezieht er sich in diesem Fall auf den berühmten Satz von Isaak Newton (und verstärkt ihn noch): „Wenn ich weiter geblickt habe, so deshalb, weil ich auf den Schultern von Riesen stand“, mit dem sich Newton seinerseits auf ihm vorausgehende große Wissenschaftler bezog.

behalten, wurde hier bewusst auf die Beschreibung der Sehenswürdigkeiten von Dubai verzichtet. Ein Bild von Burj Khalifa kann ohnehin in viel kürzerer Zeit im Internet gegoogelt werden als das Lesen einer dreiseitigen Beschreibung in Anspruch nehmen würde.]

Und so sah Pierre Sonnage Burj Khalifa mit seinen eigenen Augen, betrat den Fahrstuhl mit seinen eigenen Füßen, drückte den Knopf für die oberen Etagen mit seiner eigenen Hand und nahm mit seinen eigenen Ohren den Druck wahr, der auf die Höhenveränderung zurückzuführen war. „Jeder hat sein eigenes Golgota“, bemerkte er zu einem etwa 22-jährigen Mädchen, das im achtundzwanzigsten Stock verwirrt ausstieg und wahrscheinlich noch eine Weile lang über diesen Satz nachdachte. Im Fahrstuhl ereignete sich sonst nichts, was Pierres Leben hätte ändern können. Weder stieg gleichzeitig mit ihm eine attraktive Frau ein, auf die erst er, dann auch der Fahrstuhl abgefahren wären; noch fiel der Strom aus, was er als Zeichen Gottes verstanden haben könnte. Im Gegenteil, die Kabine fuhr so langsam nach oben, dass es ihm in der Zwischenzeit gelang, dreimal zu gähnen, vier Selfies zu schießen, ein paarmal seine Lieblingsmelodie zu summen, ein Sujet für einen Roman zu erfinden und sich einen sentimental Text einfallen zu lassen, den er während des freien Falls über die unbarmherzige Welt still rezitieren wollte. Zu seiner Beruhigung dachte er, dass „es von oben nach unten ja wesentlich schneller gehen musste“.

Psychologen sagen (wenigstens wird dies bisweilen behauptet), dass der Mensch, das Verlangen verspürt, zu springen, wenn er aus großer Höhe nach unten schaut'. Im Falle von Pierre traf das nicht zu. Im Gegenteil, wäre es nicht notwendig für seine PR gewesen, hätte Pierre über den „Salto Mortale“ noch einmal nachgedacht und es sich anders überlegt. Doch als er sich auf dem Gipfel der Architektur den Gipfel seines Ruhmes vor Augen führte, winkte er ab und machte, ohne lang zu zögern, den entscheidenden PR-Schritt ins Leere...

...Pierre fiel so lange, dass er unterwegs erst zum Glauben an Galileis Fallgesetze fand, dann zu dem an Gott und sich schließlich – während er sich mit seitlich ausgestreckten Armen der Kreuzung näherte – auch gründlich von Newtons Gravitationsgesetz überzeugen ließ.

## II

### Höllische Popularität

Veraltete idiomatische und manchmal sogar idiotische Vergleiche hatten Pierre immer genervt. Er schrieb lieber „Ihre Stimme war süß wie ein Novembertag“ als auf die Einzigartigkeit der Stimmbänder von Meerjungfrauen Bezug zu nehmen. Auch bei der Beschreibung von Schönheit zog er anstelle von „Engel“ „schön wie das eigene Spiegelbild“ vor. Umso mehr, weil niemals jemand den Gesang von Meerjungfrauen gehört noch besonders häufig Engel gesehen hatte.

Trotzdem verspürte Pierre eine „Höllenhitze“, als er die Augen öffnete. Eigentlich dachte er, er werde nun, wie zu erwarten, die immer gleiche Deckenbeleuchtung eines Krankenhauses über sich sehen, wurde aber enttäuscht. Einmal, weil er für den Fall vom hundertsiebenundfünfzigsten Stockwerk erstaunlich unversehrt auf dem Boden lag; und außerdem, weil das sich vor ihm befindliche Tor nicht gerade der Tür eines Reanimationssaals glich.

Pierre stand auf. Das Tor war groß und in einen Triumphbogen eingelassen, zu dessen Seitensich eine riesige Rundmauer aus schwarzen Obelisken erstreckte. Ringsum herrschte Stille. Vor dem Tor stand ein lächelnder Mann in den mittleren Jahren, der in eine längst vergessene, mittelalterliche Tracht gekleidet war. Neben ihm war ein riesiger Hund mit einem bunten Band am Tor festgebunden, der von Zeit zu Zeit Feuer speie und eine flammrote Spur in der Luft hinterließ.

„Fürchte dich nicht! In Wahrheit ist ruhig der Hund,

So schuf ihn Herr Doyles, ihn trifft keine Schuld,

Er ist ein Statist, da unser Kerberos im Urlaub ist ...“

beruhigte ihn der Mann mit italienischem Akzent schon von weitem und beschloss, ab dem nächsten Satz eine etwas zeitgemäßere Sprache zu verwenden da seine Ausdrucksweise einem Schriftsteller des einundzwanzigsten Jahrhunderts womöglich etwas komisch vorkam.

Pierre kratzte sich am Kopf. Was hauptsächlich geschah, wenn er ratlos war. Und jetzt war er in der Tat so ratlos wie James Cook in dem Augenblick, als er begriff, dass die hawaiianischen Eingeborenen vorhatten, nicht ihn sondern sich mit ihm zu sättigen. „Normalerweise würde ich jetzt aufwachen und alles würde ein banales Ende nehmen“, dachte Pierre, und weil man im Traum stets doppelt so mutig ist wie im richtigen Leben, ging er furchtlos auf den italienischen Mann zu.

Außer dem Mann und dem Hund stand am Tor noch ein rahmenförmiges Gerät der Marke Esh.Mac – mit einem von einer Schlange umschlungenen doppelt angebissenen Apfel als Logo.

[Bedauerlicherweise findet der Autor, dass er an dieser Stelle einer besonders eloquenten Allusion auf die Spur gekommen ist.]

"Das ist ein Hoffnungsdetektor. Wir geben uns Mühe, mit der modernen Technik Schritt zu halten. Oder genauer gesagt Griff - der Italiener fuhr mit dem Finger über das Gerät, um es zu entsperren."Vivere est militare...<sup>6</sup>Falls Ihr also eine Hoffnung mitführen solltet, lasst sie besser draußen."

"Das heißt?" Pierre begriff, dass er nichts mehr begriff.

"Das heißt, ich hege die Hoffnung, dass Euch keinerlei Hoffnung geblieben ist."

"Was mich betrifft, so habe nicht nur ich jegliche Hoffnung verloren, sondern auch meine Leser", gab Pierre lächelnd zu und beschloss, in diesem selbsternannten Traum mitzuspielen."Alles was ich hatte, habe ich drüben gelassen. Hmmm... im vorherigen Leben, Signor..."

"Alighieri, Dante Alighieri", kam ihm der Mann zu Hilfe und gab auf einer elektronischen Tafel „1984“ ein, um das Tor zu öffnen. "Wenn dem so ist, dann seid willkommen ... in der Literatenhöhle."

Im selben Moment ging die „drüben gelassene Hoffnung“ in Erfüllung.

Banal ausgedrückt – eine solche Beliebtheit hätte Pierre sich zu Lebzeiten nichtträumen lassen. Ein paar wenige sentimentale Headlines reichten zu seiner Popularität vollkommen aus: "Aussichtsloser Schritt eines aussichtsreichen Schriftstellers".Die gespielte Verwunderung in der Miene seines Türnachbarn und dessenvorsichtige Skepsis: „Dabei kam er mir in letzter Zeit einigermaßen glücklich vor“.Die vom Präsidenten vom Blatt gelesene „große Trauer um den großen Verlust...“. Ferner zahlreiche Klatschmeldungen, man habe ihn "in Wahrheit ermordet“,er sei "einfach ausgerutscht“, er habe "kein Glück in der Liebe gehabt“ (Reporter spürten in der Tat irgendeine Marie auf, die „Pierre vor sieben Jahren im Abstand von drei Sekunden zweimal auf die linke Ecke der Oberlippe geküsst hatte“), er sei "gay“ gewesen (letzteres war eines von vielen weiteren Gerüchten), er habe "Staatsgeheimnisse gekannt“. Er habe „dies getan" und sei "jenes gewesen." Kurz, letztlich drehte sich alles um Daseinsfragen.

---

<sup>6</sup>(lat.) „Leben heißt Kämpfen“. Weder dieser noch weiter unten angeführte lateinische Aphorismen haben eigentlich einen Bezug zum Text. Der Autor ist einfach der Ansicht, dass lateinische Sätze dem Schreiben einen zusätzlichen Schliff verleihen.

Dem Puls des Fernsehens folgten die Zeitungen. „Ein Prosaist, der einen Poetentod fand“, schrieb der eine (was allerdings poetisch daran war, aus schwindelerregender Höhe mit der Stirn auf dem Asphalt aufzuschlagen, wusste wohl nur der Journalist). „Seine Bücher gleichen einem erfrischenden Sommerregen, der unsere durch Alltäglichkeit ausgezehrten Gehirne tränkt“, schrieb ein anderer, betagter Kulturkommentator. „Pierre litt unter Altophobie<sup>7</sup>, sonst hätte er sicher den Gipfel seines Schaffens erreicht“, schrieb ein Dritter, ein der Selbstsucht anheimgefallener Schriftsteller. „Hätte er vor ein paar hundert Jahren gelebt, so hätte Napoleon vor seinem Tod zweifelsohne gesagt: Frankreich, die Armee, Josephine, Pierre...“, schrieb wiederum ein Vierter, ein berühmter Literaturkritiker, wobei er dachte, er hätte ein noch kompetenteres Urteil abgeben können, wenn er nur eins von Pierres Büchern gelesen hätte.

Auch die Leser wurden von einem so grenzenlosem Enthusiasmus ergriffen, dass die für die Bücher von Pierre bestimmten Plätze binnen weniger Tage leer wurden. In den sozialen Netzwerken erschienen zahlreiche Profile, die den mit allerlei Smileys geschmückten Pierre den „Proust/Sartre/Flaubert/Mérimée usw. unserer Tage“ nannten „einen Karyatiden<sup>8</sup>, auf dem die französische Literatur ruhe“, „einen literarischen Jongleur, der mit Wörtern spielte“, „ein Genie, dessen Bücher niemals ein Lesezeichen benötigen“ und vieles mehr. Der verbalen Trauer mischten sich derartig zahlreiche Herz- sowie Kussymbole bei, dass man eine Weile lang gar an Massennekrophilie denken musste. Menschen waren betroffen, Menschen weinten, Menschen ersetzten ihre Profilbilder durch Pierres Bilder und Pierres Image verwandelte sich mehr und mehr ins Positive.

Alles in allem erreichte Pierre mit einem einzigen gezielten Schritt das, wonach er dreiunddreißig Jahre lang vergeblich gestrebt hatte – man vergötterte ihn.

Suchet und findet

Edgar Allan Poe wohnte in der Leichenhausstraße. Nummer 13. Zusammen mit einer schwarzen Katze, einem schwarzen Raben und seinem schwarzen Humor. Er hatte zwei Wünsche, im Leben

---

<sup>7</sup>Der Autor weißt, dass die absolute Mehrheit der Leser zu faul ist, um dieses Wort nachzuschlagen, deshalb erläutert er selbst, dass Altophobie Höhenangst bedeutet.

<sup>8</sup>Der Autor war nicht zu faul, die genaue Bedeutung von Karyatiden zu googeln, und fand heraus, dass es sich dabei um „eine das Gebälk eines Gebäudes tragende Säule, die eine menschliche Figur darstellt“ handelt.



wie im Tod: Zum einen, dass die Wünsche aller Menschen in Erfüllung gehen mögen, und zum anderen, dass sein erster Wunsch sich nie erfüllen würde. Morgens trainierte er seine Katze im Über-die-Straße-laufen. Abends schrieb er Geschichten, die die Seelen erschauern ließen, um an die erschauerten Seelen leichterheranzukommen und sie anschließend durch Vermittlung Gogols teuer an Mephisto zu verkaufen.

Aus dem Haus ging er selten – einmal im Jahr. Noch seltener empfing er Gäste – nämlich nie. Deswegen rief die Tatsache, dass Poe einen Teil der Schriftsteller am hundertfünfundsechzigsten Jubiläum seines Todestages<sup>9</sup> zu sich einlud, allgemeine Verwunderung hervor.

Die Leichenhausstraße zählte zu der Liste der gemiedenen Straßen in der Literatenhöhle. Hier war es immer Nacht und neben den traditionellen Eulenkufen war auch jene spannungsgeladene Musik zu hören, die in Horrorfilmen ertönt, wenn der Held ein fremdes Haus betritt.

Entsprechend verwunderlich war auch die Tatsache, dass es an jenem Tag in der Leichenhausstraße ungewöhnlich ruhig zuging. Weder überfiel jemand die geladenen Schriftsteller noch fiel ihnen aus einem der Fenster etwas auf die Köpfe. In aller beunruhigenden Ruhe gelangten sie zu dem Haus, auf dessen Pforte mit großen Buchstaben „Hellcome“ zu lesen war. Doch dies war jedoch nicht das einzige, was die Schriftsteller an jenem Tag in Erstaunen versetzen sollte, wie sie nach Betreten des Hauses feststellten.

Auszüge aus der von Conan Doyle durchgeführten Befragung:

Orwell: Die Tür öffnete sich von alleine. Es war dunkel im Zimmer. Auf dem Tisch brannte nur eine Kerze. Drinnen war niemand, aber ich hatte das Gefühl, dass uns jemand beobachtete.

Hugo: Wir setzten uns an den Tisch. Vor uns sahen wir nur leere Teller und Gabeln. Ich weiß nicht genau, was anschließend geschah, aber ich möchte die Muster auf den Gabeln erwähnen: eine fremdartige Blume, auf deren Fruchtblättern ein ganzes Spektrum winziger gelber Pünktchen zu sehen war und deren Staubblätter auf Grund ihrer Mikrosporangien erschütternd natürlich aussahen. Auch möchte ich die Gabelspitze erwähnen, deren sechs scharfe Enden mich an die Bajonette von Schusswaffen erinnerten, gleich einer Gruppe rebellierender Bauern während der französischen Revolution. Dagegen war der mittlere Teil der Gabel...

---

<sup>9</sup> Todestag – in der Hölle ein Äquivalent zum Geburtstag. Er wird gefeiert am Todestag, was in der Hölle so etwas wie Geburt bedeutet (reflekt. Anm. d. A.).

Beckett: Wir warteten auf den Gastgeber, aber er tauchte nicht auf.

Orwell: Uprötzlich wurde ich von animalischer Furcht ergriffen. Aus der Dunkelheit trat ein Mann mit Kapuze.

Mayne Reid: Ich schwöre beim Leben von Henry Poindexter, dass es nicht Poe war.

Milton: Wie soll ich sagen, an Details kann ich mich nicht so gut erinnern, es war sehr dunkel.

Wells: Er sah aus, als ob er vom Mars käme... Oder wie ein aus der Synthese der DNA eines Sauriers und dem Eiweiß der grünen Euglena in einem Laborglas gezüchteter Zeitreisender.

Joyce: Er lächelte halbmondartig... Übrigens ist diese Phrase eine Allusion auf eine der Gedichtzeilen des berühmten irischen Poeten Damian O`Hare, in der der Autor seinerseits wahrscheinlich eines außergewöhnlichen costa-ricanischen Kritikers... Aber gut, was wollte ich sagen... Ja, er lächelte und stellte eine schwarze Kiste auf den Tisch, die Malevichs schwarzem Quadrat ähnelte – allerdings in der räumlichen Dimension, was mich wiederum an einen Abschnitt aus dem Gilgameschepos erinnerte: „Als Enkidu im Raum eine ganz andere Dimension bemerkte ...“ Ja, zu Enkidu fällt mir ein...

Beckett: Wir hatten nicht vor, ihn zu fragen „Wer bist du?“ und wir hatten auch nicht vor, zu sagen, dass wir nicht vorhatten, „Wer bist du?“ zu fragen. Deshalb fragten wir wer er sei.

Joyce: ...Übrigens, in den Werken Byrons...

Hugo: Ich bemerkte eine schmale Narbe an seiner Stirn, wie jene Meerenge, die zwischen Skylla und Charybdis gelegen war...

Orwell: Wir sind keine Schweine, aber auf der Tafel hätte wenigstens etwas aufgetischt sein können ... Wo ist die Menschlichkeit geblieben?

Mayne Reid: Dann sagte er, dass er nicht sagen würde, wer er war, dass Poe unter ungeklärten Umständen verloren gegangen sei und dass ihn unsere Unannehmlichkeiten dauerten... Mann, ich hätte ihm den Skalp abziehen können, aber wie soll das mit einer Gabel gehen? (lächelt)

Beckett: Wo ist Poe? habe ich ihn gefragt. Nirgends, war seine Antwort. Wann kommt er? fragte ich erneut. Immer wieder, erwiderte er.

Wells: ...und dann verschwand er plötzlich...

Milton: ...zwischen Tür und Angel...

Joyce: Wo war ich stehengeblieben? Moment, ich fange von vorn an und erinnere mich ... Er lächelte halbmondartig...

Hugo: Dann öffnete sich die Tür aus Eichenholzauf wunderschönen Angeln, anderthalb mal drei Meter, ein wenig ungeschliffen, mit rundem Knauf und zuverlässigem Schloss und herein traten Sie...

Wells: Meiner Meinung nach liegt der Schlüssel zum Geheimnis in der schwarzen Kiste.